

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925

1.2.1925 (No. 5)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 5



1. Febr. 1925

Emil Kaff / Des Prometheus Heimgang.

Carl Spitteler zum Gedächtnis, † den 29. Dezember 1924 zu Luzern.

Empfang denn meinen Bespruch: Allzeit Trost im Kopf!
Eher dich um keinen Rumpenbund und sei kein Trost!

Sie Wasserdonnertanz, umrauscht von Adlersflug,
Mut sei mein Wahlspruch bis zum letzten Atemzug.
Mein Herz heißt „Dennoch!“ Herakles bedarf nicht Dank;
Auch mit verhärmten Wangen geht sich ohne Bank.
Genug, daß über meinem Blick der Himmel steht,
Getrost, daß eines Gottes Odem mich umweht.
Und wenn im Spiegel Torheit mich und Schwäche grüßen,
Ich nehm's in Kauf; was tut's? Man wird es eben blühen.
Dummheit, ich reizte dich! Bosheit, heran zum Streit!
Dah sehen, wer da händigt, welchen Zeus geweiht.

Carl Spitteler: Der Olympische Frühling.
II/343 und 350.

Zwei große Dichter sind vor Abschluß des eben abgelaufenen Jahres als Vollender ihrer künstlerischen Bahn dahingegangen: Anatole France, dem von Urteilsfähigen als einzigem unter den Zeitgenossen der Ehrentitel des großen Romanciers zuerkannt worden ist, und Carl Spitteler, der in deutschen Landen wohl allein berechtigt und würdig gewesen ist, mehr als ein Menschenalter hindurch der Epiker — und dieses zugleich im engen Wortverstande des Verskünstlers — genannt zu werden. Spitteler, der herbe Schweizer, der zurückgezogen vom Lärm des sich zersplitternden Europa die beschaffensten Tage eines psalmistischen Alters in der Lieblichkeit südländischer Hänge an den Ufern des Vierwaldstättersees verlebte, hat in Deutschland eine große Gemeinde, deren nicht schlechteste Stützen weite Kreise der hoffnungsvollen Jugend sind. Die Kletterer, die Nörgler, die am gewöhnlichen Alltag Hastenden, wissen von ihm nur (das heißt: sie stellen eine nirgendwo belegte Behauptung auf), er habe im Krieg u. nachher gebärgte deutschfeindliche Neigungen getan, und das genügt, ihn für inferior und verächtlich zu erklären. In seiner mit Recht berühmt gewordenen, einmaligen politischen Stellungnahme „Unser Schweizer Standpunkt“ (erschienen bei Rascher & Co. in Zürich) ist von wadelstüchiger Kleinlichkeit nicht eine Spur zu finden. Wohl aber enthält diese Rede viel des gerade für das Nachkriegsdeutschland sehr Beherzigenswerten, und sie sollte aufmerksam gelesen werden. Hätte sich aber Spitteler in einer nachzuführenden Verärgerung über das Kreuzigungsgeschrei überhöhter Politiker, welche die Kunst nur als Propagandamittel für Parteizwecke gelten lassen, wirklich zu unliebenswürdigen Neigungen und Ungerechtigkeiten hinreißen lassen, bringt die große deutsche Kulturaktion, wenn sie irgendwo vielleicht doch existieren sollte, nicht soviel Vornehmheit auf, da es um die ewigen Dinge der Kunst geht, die menschliche Unzulänglichkeit eines von der führenden Geistesrichtung ganz Europas anerkannten, deutschsprechenden, alemannisch stammverwandten Künstlers zu übersehen und allein das zu würdigen, was er auf seinem ureigensten Gebiet dichterischen Gestaltens geleistet hat?

Wir sollten in diesen Tagen ergriffenen Abschiednehmens mehr als je den kleinsten Bank politischer Gegenwart lassen und uns als Sucher einen in der Rückschau auf Werk und Wirkung eines

Mannes, der wie nur wenige von sich hätte sagen dürfen, daß er Mensch gewesen sei und Kämpfertum bewährt habe, daß er immer und unentwegt seinem Ziel nachgegangen sei, voller Widerspruch in sich und gegenüber der Welt, niemals aber ein ausgeklügeltes Buch. — Nicht der ängere Verlauf, der Gehalt und der Ertrag eines Lebens ist wichtig. Von Spitteler, der im kommenden Frühjahr unter Anteilnahme des gesamten (ach so fragwürdig) gebildeten Europa seinen achtzigsten Geburtstag hätte über sich ergehen lassen, und seinen äußeren Lebensgang weiß man noch wenig. Eines der naturhaftesten deutschen Erinnerungsbücher „Meine frühesten Erlebnisse“ erzählt, was der Autor selbst für beachtenswert gehalten hat. Ihn umgab „viel Gras und viel Liebe“, Natur und gesundes Menschentum. Er hat studiert, fiel aber im protestantischen Theologenaexamen durch (was möglicherweise für die Weite seines Horizonts spricht) und wurde dann Lehrer. Acht Jahre lebte er in Rußland, wovon sich aber in seinem bis heute veröffentlichten Gesamtwerk nur ein ganz unbedeutender Niederschlag hat feststellen lassen in dem Epenanfluß „Extramundana“. Auch die Lehrtätigkeit hielt ihn nicht dauernd fest; er war eine Zeitlang Feuilletonredakteur der „Neuen Züricher Zeitung“. Seitdem lebte er als freier Schriftsteller in Luzern. Deutsche Leser mag interessieren, daß er zu den ersten und eifrigsten Mitarbeitern des Avenarius'schen Kunstwerks in dessen bester Frühzeit gehörte, und daß er — einige weniger bedeutende Jugendwerke abgerechnet — alle seine Bücher dem entdeckungsfrohen Eugen Diederichs in Jena anvertraut hat. Ob der Nachlaß des Dichters noch Gewichtiges enthält, wird die Zukunft lehren. Bei der sorgfältigen und langsame Arbeitsweise Spittelers ist durchaus denkbar, daß manches lang besetzte Blatt von ihm persönlich noch nicht für öffentlichkeitsreif erachtet worden ist.

Drei Werke sind es, die zur Stunde Spittelers künstlerische Eigenart formulieren. Sie sind zugleich die entscheidenden Punkte seiner Lebens- und Leistungskurve. Am Anfang ein Zeit- und Leidensgenosse von Friedrich Nietzsche Parathustra des Prometheus und Epimetheus. In der männlichen Blütezeit entfiel der große Wurf: Der Olympische Frühling; in zwei zum Teil stark von einander abweichenden Fassungen. Wenige Tage vor des Dichters stillem Heimgang tauchte in allen Auslagen das dritte umfassende Buch auf. Es rundete sich der Ring: Prometheus der Dulder; das Jugendthema in Altersvariation, ein seltsam lächelndes, geheimnisbergendes Vermächtnis. Wie alle eigenwilligen deutschen Dichter, die abseits der Moden schufen, blieb Spitteler zeitlebens der grüblerische Sucher. Ihm, dem artverwandten Zeitgenossen Nietzsche, war auch der Uebermensch aller Sehnsüchte Ziel. Aus Seele (Prometheus) und Gewissen (Epimetheus) ringt ein drittes nach Gestalt: Herakles heißt das Wesen am Schluß des Olympischen Frühling; Prometheus ist es, heimkehrend aus der Dual zersplitterten Lebens in den friedlichen Abend langentbehrter Heimat. Spitteler erlitt das Prometheus-schicksal, lebte es, suchte seine dichterische Form und starb. Wie weit er um den Sinn dieses Schicksals wußte, wer vermöchte davon mehr als eine Ahnung zu haben? Sein letztes Werk, gegen das rein formal ästhetisch manche nicht belanglose Einwände vielleicht

zu machen sind, ist von geheimnisvollem Wissen aus dem Uugefagten nunwiltiert. Es ist ein sehr einsames, ganz erkämpftes Gebilde, das mit kritischen Wertungen allein nicht gewürdigt, geschweige denn erledigt ist; ein Dokument der auf ewig suchenden deutschen Seele, der genug niemals genügen kann; das Vermächtnis eines oft bitter, immer zuletzt jedoch den Ideen zugewendet gewiesenen Ringenden an die, so guten Willens sind.

Carl Spitteler's Weg hat das Abseitige nicht verschmäht. Lyrisch und balladest, im Novellenstil wie im Gesänge des Romans, im Stimmungsbahnbildigen Humorvollen, wie in der medizinisch-mystischen Vergliederung psychologischer Probleme, im hellförmig kritischen Essay, wie in der politischen und unvoreingenommenen dichtungsfördernden Rede sich zu ergehen hat er gewagt. Und wohin immer wir ihm folgen, immer ist er er selbst. Eine Form nur, die große versöhnliche, ist die ihm wirklich gemäße. Die andern erfüllt er nicht, oder er sprengt sie; durchweg indessen finden wir den echten, urwüchsig alemannischen Eigenbrödl, der das Leben und seinen Sinn, auch wo er lacht und sich — nicht allzu oft — seiner rückhaltlos zu freuen scheint, so überaus ernst nimmt; ein Dichter, der wie wenige unserer Epoche um das innerste Wesen des Tragischen in abendländischer Weltanschauung weiß.

Hier ist nicht der Ort, auseinanderzulegen, wie ein in biblischen Alter geireteter Künstler zu einem in früherer Jugendzeit schon aufgegriffenen Vorwurf neue Stellung gewinnt. Nicht Stilkritik wird in das Innere des letzten Epos „Prometheus der Dulder“ führen. Selbst wenn sie zu wesentlichen Einwänden sich genügt sähe, so wäre über die Bedeutung des Buchs wenig zu ergehen. „Prometheus der Dulder“, das ist die Symbolgestalt für Spitteler's eigenes Leben; in welchem Sinne darf wohl behauptet werden: Spitteler ist Prometheus. Aber weit darüber hinaus wird der Dichter eben — und das vertieft den Sinn der Erschöpfung dieses Buchs gerade in deutschen Schicksalsjahren in einer Stunde, wo der Schöpfer des Werks von der irdischen in eine unbekannte Gestalt hinübertritt — eine Verkörperung des Schicksals einer ganzen Nation: Deutschland, ein deutscher Prometheus, prometheisch das Wollen, prometheisch die Schuld, prometheisch die Sühne. Hinter der (im Anfang des Gedichts manchmal geradezu erschreckenden) Bitterkeit und Schärfe des epischen Helden steht das ganz reale Eigenleben Spitteler's, dem Verkenntung guten Willens und Nichtwürdigung großer, zum mindesten vielversprechender Leistung nicht erspart geblieben sind; das Trägerische des klüchtigen Beifalls ist ihm deutlich geworden:

Der Lärm des Ruhmes und des Jubels läßt mich nüchtern.
Ich hab gehört des Volksgeschreis und Juppgelei
So mancherlei, daß mein Gefühl danach vorbeil!

Die Erlösung von der menschlichen Misere ist für Spitteler in diesem Werk wie in seinem Gesamtchaffen: das Kind, die Jugend, das Kommende. Man braucht nur auf die Kadetten in den Mädchenfeinden, auf das Knäblein Eudon des Olympischen Frühlings und das Kind des Engalgottes zu deuten, um die ausgeprägte Liebe zum Kind als einen Grundzug des leiderkämpften Spitteler'schen Optimismus zu betonen. „Wie ist die Welt so klein, wie ist

der Mensch so groß“, heißt es zweimal im Altersepos; der Mensch, nicht als Wirklichkeit, sondern als dichterisches Postulat. Die Weisheit dieses letzten Werkes ist die eines mit unerschütterlich klarem Blick durchschrittenen Lebens:

Nach allen Zielen haschen ist kein rätlich Spiel,
Ein knappes Menschenleben heißt ein einfach Ziel.“

Das Ziel des Spitteler'schen Lebens ist einzig und allein und zu allen Zeiten das künstlerische Werk gewesen. Von früh bis in die hereinbrechende Dunkelheit hat er mit ihm als seinem richtenden Enkel gerungen:

„Des Schönheitdieners Wert ist schwer und sorgenreich.
Kein andrer Frondienst fordert solche zähe Mühe;
Gepaunter Wille ohne Nachlaß spät und frühe,
Bekümmert Ringen stündlich um die Wahl des Rechten
Und das erstückte Wärraen in den stimmigen Nächten.“

Männlich hat er diesen Kampf durchgefochten, der Beschläge und mißgünstigen Einwürfs nicht achtend:

„Nicht halber Anfang! Alle Hebel angelegt!
Nicht Raft noch Urlaub, bis Vollendung reift zuletzt!
Nicht seitwärts schießen! Die gesamte Welt vergessen!
Kein Glück begehren als vom Werke zugemessen!
Nicht mit der Willkür: um die Wahrheit streng beflissen!
Nichts Ungefäres: Qua um Qua bestimmt umrissen!“

Und gerade aus Spitteler's Mund klingt der Abschied von Werk und Welt doppelt erregend, wenn diese heiße Kampfnatur in einer stolzen und doch verhalten verzichtenden Beisehung selbst die Stimmung des Seimachens ausdrückt:

„Wär eines Menschen Herz von Vermut übervoll,
Wenn ihn ein bleibend Werk, das er geschaffen, frönt,
So großt er nicht, er ist mit aller Welt veröhnt.“

Prometheus — Spitteler hat die Stürme einer langen Erdenreise durchgekämpft; ein narbenreicher, aber siegessicher, echter Mensch ist er von uns gegangen. Welchen Platz ihm eine spätere Literaturgeschichte zuweisen wird, wissen wir nicht. Ob er künstlerische Gefolgschaft im engeren Sinne haben wird, scheint uns angesichts seiner vielfältigen Eigenwilligkeiten zweifelhaft. Geringschätzen wird man diesen einsam abseitigen Pfadfinder weder als Mensch, noch als Künstler einer die schweizerische fernrige Gedrungenheit seines inneren und äußeren Wesens trefflich verkündenden Sprache niemals. Unmoder ist sein episches Schaffen lange Zeit gescholten worden, Mode wird es aus inneren u. äußeren Gründen nie werden, aber eine über die Zeit des klüchtigen Tages hinaus währende Gewichtigkeit ihm anzuerkennen, ist ein Gebot des Dankes und der Gerechtigkeit. Fürwahr, ein furchtloser Krieger am Geist und der Seele des Menschen, so aina er dahin; männlich und markig, heimatverwurzelt und welttoffen. Prometheus ward, Prometheus aing, Prometheus ailt ewig! Es geklemmt sich, daß wir in der oberflächlichen Hast unserer zerklüfteten Tage atemholend innehalten und uns ehrfürchtig netaen vor Spitteler's die Fadel senkendem Genius.

Wilhelm Bauer / Das Karlsruher Schauspiel im 18. Jahrhundert.

(Schluß.)

Der sehr gewandte Tänzer Curioni, der auch viele Ballette verfaßte und einstudierte, konnte als Schauspieler nur Dummlinge, Chevaliers, Cerocs (komische erste Vertraute) leidlich darstellen; auch in der kleinsten ersten Rolle versagte er. Später muß er nochmals nach Baden gekommen sein, denn 1773 verkaufte man zu Rastatt die zum dortigen Theater und Ballett gehörende Garderobe an den vormaligen Baden-Badischen Ballettmeister Curioni.

Einige Tänzer und Tänzerinnen, Nebenrollenspieler, der eitle Theatermeister Silbernaegel und die Einbelslerin Hofmann, der böse Geist der Adermannischen Entrepriese und Schürbbers unverföhliche Feindin, vervollständigten die Truppe, die durch das bereits erwähnte Verhalten von Madame Wolfram ihren Aufenthalt plötzlich abbrechen mußte.

Erst nach 20 Jahren läßt sich wieder eine Prinzipalschaft nachweisen; die Hofgesellschaft veranstaltete gelegentlich Liebhabervorstellungen, zumeist in einer Drangerie. Die andernorts angenommene lüdenhafte Ueberlieferung dieses Zeitraumes halte ich nicht für erwiesen. Es wäre ein merkwürdiger Zufall, wenn sowohl die Theaterakten als auch die von mir zum Vergleich herangezogenen Hofstagebücher und Rechnungen gleiche Fehlstellen aufweisen sollten. Ohne fürstliche Erlaubnis durften und konnten keine Schausstellungen in der Residenz stattfinden. Da die Anwesenheit von Niesen, Zwergen, Selttäncern, Menagerien, Feuerfressern . . . stets im Hofdiarium oder sonst in den Akten vermerkt wurde, so dürfte dies erst recht bei einer Komödiantentruppe der Fall sein. Ebenso finden sich in den Rechnungen stets die entsprechenden Gratifikationen.

Die eigentliche Kenkerin des damaligen Hoflebens war die Markgräfin Karoline Luise, bei ihr ist auch der Grund für das lange Fernbleiben von Schauspielern zu suchen. Die große Naturforscherin, oder wie sie genannt wird, die Vielwiffertin und Viel-

fragerin von Baden hatte für das deutsche Schauspiel wenig übrig, und kaum ein deutsches Theaterstück befand sich in ihrer reichhaltigen Bibliothek. Vor allem werden die Reizung ihres Gatten zu Madame Wolfram und die Erinnerung an die Hofjüngferinnen des Gründers von Karlsruhe das Eintreffen von Theateraktenschriften nicht gefördert haben.

Als nach 20 Jahren doch eine Truppe Spielerlaubnis erhält, da ist es die Kindergesellschaft von Berner, eines in ganz Deutschland wohlbekanntes Prinzipales. Dieser gab in Karlsruhe 30 Vorstellungen, meistens Singspiele (17. 8. bis 29. 9. 1781). Der von Schindermaier zusammengestellte Spielplan wird durch Darmstädter, Nürnberger Theatergeschichten bestätigt. Die Aufklärung und die neuen Erziehungsmethoden bestimmten Berner, tüchtige Schauspieler durch beständige Beschäftigung von Jugend an gewissermaßen heranzuzüchten, doch ist kein Plan geseitert, kein Künstler vor Namen ging aus seiner theatralischen Pflanzschule hervor. Bemerkenswert ist jedoch, daß er die meisten männlichen Hauptrollen durch Mädchen darstellen ließ; so spielte Mademoiselle Schneckenburger Helben, Könige, erste Liebhaber und Charakterrollen; Mademoiselle Bogrinn: edle Nebenfiguren, Vertraute, junge Liebhaber und Stuber. —

Im Winter und Frühjahr 1782 gab die Noblesse Liebhaberkomödien in der mittleren Drangerie, während die im gleichen Jahre folgende Truppe des Direktor Simon Koberwein auf einem neuen Schauplatz auftrat. Die von nun an nur als Konzert- und Redutenaal benutzte mittlere Drangerie wurde 1806—1808 in den Neubau des Theaters mittelbezogen, mit dem sie 1847 abbrannte; der von Weinbrenner an ihrer Stelle geplante Portikus, der auf den meisten Abbildungen zu sehen ist, kam nicht zur Ausführung. Koberwein erzählt in seiner Selbstbiographie, wie er in den 60er Jahren in einer alten Waldfläche des Rastatter Schlosses eine Bühne aufstellte, auf welcher er längere Zeit als Baden-Badener

Hochschauvioldirektor sich betätigen durfte. Nach den Akten hat 1768 Serenissimus Zimmergejellen zur Fertigstellung des „prebant Haus, der Comedie Haus Bau“ abgeordnet. Von seinem langjährigen Winteraufenthalt Straßburg kam Koberwein 1782 nach Karlsruhe, wo er draußen vor dem Linkenheimer Tor eine Bauholzremis des fürstlichen Holzhofes zum Theater einrichtete. Das späterhin ausgebaute und bis 1806 benutzte, gegenüber dem heutigen Hans Thoma-Stift gelegene, 200 Fuß lange, 80 Fuß breite Gebäude fand nach dem Hoftheaterbrand 1847 als Nottheater für einige Jahre nochmals seine alte Bestimmung. Durch das Hofdiarium wird dieser Bühnenbau unter Koberwein bestätigt, was banalgeschichtlich wichtig ist, denn nicht, wie andernorts angenommen wird, in den 50er Jahren, sondern erst 1782 ist das Theater vor dem Linkenheimer Tor entstanden. Damit lassen sich einige Stadtpläne ohne Jahreszahl genauer datieren; in ihnen ist dieses neue Komödienhaus eingezeichnet, also können sie erst nach 1782 aufgenom men sein. Die Spielzeit Koberweins schloß am 9. September, da die Karlsruher Zeitung dieses Jahres nicht aufzufinden ist, und Straßburger Archive, die auch über spätere Direktoren Akten enthalten, nicht zugänglich sind, so kennen wir Koberweins Spielplan nicht. Ueber ihn selbst schreibt die Gallerie von Deutschen Schauspielern: „Herr K. führt eine eigene Gesellschaft und spielt ernsthafte und komische Alte, komische Bediente und Buffos in der Operette. Seine Stimme ist leidlich, nur überreißt er sehr. Mad. K. benützt das Recht einer Direktorin, weil sie meistens alle Rollen spielt, die ihr gut dünken. Liebhaberinnen macht sie wenigstens leidlich, auch einige Mädchen, worin sie Beharrlichkeit und Laune zeigen kann, nur schadet ihr der Dialekt sehr, in der Operette ist ihre Stimme leidlich.“

Einige undatierte, teilweise nicht unterschriebene und dadurch in falscher Reihenfolge vermerkte Akten haben für die Folgezeit Verwirrungen in den bisherigen Darstellungen hervorgerufen. Der durch Vanterotte, Neugründungen und Namensänderungen überbeladene Prinzival Dohler spielte niemals in Karlsruhe, sondern bewarb sich 1782 und 83 von Pforzheim aus vergebens um Spieleraubnis. Dagegen hat sein erfolgreicher Konkurrent Bulla nicht eine, sondern zwei längere Spielzeiten zwischen November 1782 und Juni 1784 hier zugebracht. Bei ihm fand einen Unterschlupf der frühere Gothaer Schauspieler Neuhaus, der nach Reinhard's Theaterkalender in Karlsruhe eine eigene Truppe errichtete, die aber nach ganz kurzer Zeit wieder einging. Die Bemerkung des Neuhaus, daß er nicht nach Bullas Krone trachte, die doch aus Pöschpapier und Raubgeld ist, und keinen, der sie kennt, verführen wird, charakterisiert treffend dieses Unternehmen. Trotz jämmerlicher Wagen, trotz einer zahlreichen Abonnentenschar gerät Bulla bald in finanzielle Schwierigkeiten; auch Kunstreisen nach Pforzheim hoben die Einnahmen zu wenig.

Durch den Tod der Markgräfin Karoline Ulise findet seine erste Spielzeit einen jähen Abschluß. Die zweite Spielzeit endet mit seinem völligen Vanterott; doch geschah in ihr ein wichtiges Ereignis: die erste Vorstellung der „Räuber“.

Göckings Journal von und für Deutschland schreibt: „Karlsruhe den 23. Februar 1784 wurden von dem Direktor Bulla die Räuber zum ersten Male aufgeführt, und am 1. März wiederholt. Dieses ward angekündigt, aber eine Subskription von wenigstens 80 fl. dabei bedungen. Bulla als Räuber Moor und seine Frau als Aralia spielten recht gut. Den 11. wurde Roderich von Franken, ein neues Produkt des recht geschickten hiesigen Schauspielers Kreuzin gegeben.“ Die Sequenzerabrechnung des städtig und unstät unherirrenden ehemaligen Hofschauspielers Bulla und seiner viel verwechselnden Frau ergänzt diesen Bericht. Darnach erhielt ein Vote einen Lohn von 1 fl. für den Transport von sechs gemalten Bäumen vom Pforzheimer Theater nach Karlsruhe zur Räuber-Vorstellung. Bulla spielte auch in diesem Winter, dem strengsten des Jahrhunderts, wieder in Pforzheim; seine Mitglieder wurden bei der größten Kälte auf einer offenen Wurst — einer Art Roadwagen — dorthin befördert. Die Verpflanzung der böhmischen Wälder von Pforzheim nach Karlsruhe war diesen nicht zuträglich, denn „wegen garstigen Wetters“ beim Transport mußten sie in Karlsruhe frisch übermalt werden. — Die Räuber-Vorstellung erheischte noch weiteren Aufwand; Schutzjude Fial Löw hat eine Konkursforderung von einigen kr. für zweimaliges Leihen alter Kleider zu den Räubern. Zur Verstärkung von Karl Moor's Scharen bekamen in der ersten Vorstellung 12, in der zweiten nur noch 3 Soldaten einige Groschen Statistenlohn.

Die Landesbibliothek besitzt einige Stücke des oben erwähnten Grenzin, darunter eine recht geschickte Bearbeitung von Voltaires „Tancrède“, die älter ist als die bekannteren von Goethe. Grenzins reges Wanderleben führt ihn nochmals nach Karlsruhe; damals (1787) schrieb Intendant v. Edelsheim an H. W. Jffland: Herr Gr., ein in der Tat interessanter Schauspieler, besonders für zärtliche Väter, wird wieder eintreten. Die Schulze-Kammersfeld urteilt: „Er war ein Schauspieler! Ernsthafte Liebhaber und zärtliche Väter waren seine Stärke, weniger gelangen ihm komische Akte! Nie sah ich den Mann Leidenschaft in Fesseln reihen, stets blieb er der Natur getreu.“

Bulla, Tochter Sophie, die in Karlsruhe geboren war, heiratete in Wien Josef Koberwein, den Sohn des vorhin erwähnten Direktors Simon Koberwein. Beide waren jahrzehntelang Bierden des Wiener Burgtheaters.

Der letzte Prinzival des Jahrhunderts, der von 1784—1800 immer wieder nach Karlsruhe kam, war Johann Appelt. Zuerst in Wien, dann in München Hofschauspieler, hatte er 1783 die

Truppe am Faberbräu, ein rühriges Konkurrenzunternehmen der Münchner Hofbühne, übernommen, und durchzog mit ihr als Kurpfalz-bayrischer Provinzialschauspieldirektor Franken und Schwaben. Sein mit Karlsruhe abgeschlossener Vertrag stellte ihm das Theatergebäude, die Hofkapelle, Heizung und Beleuchtung unentgeltlich zur Verfügung unter Zustimmung weiterer Zuschüsse an Geld. Bisher war im Titel des Oberstkammerherrn nur die Oberaufsicht der Hofmusik ausgedrückt, jetzt wird Georg Ludwig von Edelsheim ausdrücklich als oberster Vorgesetzter des jeweiligen Hoftheaters bezeichnet, gleichzeitig wird er Zensor, da alle Stücke vor der Einstudierung ihm einzureichen sind. Appelts Ankündigung in der „Karlsruher Zeitung“ (4. 10. 1784) verspricht die Aufführung der besten Lust- und Trauerspiele und Operetten von deutschen, französischen, italienischen Tonkünstlern, richtige Auswahl und Darstellung, sowie passende Kostüme. Wenn nötig, werden auch kleine Balletts und Melodramen vorgestellt. Kein Stück soll wiederholt werden, wenn nicht höherer Befehl und allgemeines Verlangen obwalten. Das geheime Kabinett zeigt die Spieleraubnis in der gleichen Nummer der Zeitung an mit der sehr vorsichtigen Weisung, niemand dürfe ohne höhere Genehmigung der Truppe borgen, noch sich in einen Kontrakt von einiger Wichtigkeit einlassen. Das fürstl. Bauamt erhält die dringliche Weisung, endlich den Weg an das Theater vor dem Linkenheimer Tor zu pflastern. Zur Erleichterung des Theaterbesuches wollte schon Bulla eine Tragesesselverbindung einrichten, indem jeweils zwischen 1/2—6 Uhr abends hauptsächlich Frauenzimmer zu je vier gegen 6 kr. die Perion ins Bühnenhaus gebracht werden sollten, unter Zusage der pünktlichsten Rückbeförderung nach Schluß der Vorstellung. Das wichtigste Ereignis der ersten Spielzeit Appelts war eine Aufführung von Jfflands „Jägern“ unter der persönlichen Einstudierung und Mitwirkung des Verfassers

H. W. Jffland bedeutet für die Theatergeschichte zweierlei, er ist der markanteste Vertreter eines neuen Darstellungstiles und der Typus eines erfolgreichen Schauspieldichters. Am kurpfälzischen Nationaltheater zu Mannheim gedieh im letzten Drittel des Jahrhunderts das Schauspiel unter dem Intendanten H. von Dalberg zur besonderen Blüte. Der Hofschüler Jffland einte hier die Leipziger und Hamburger Spielweise zu einem neuen Ganzen „der verstandesmäßigen Natürlichkeit“. Der von Adersmann und Schröder übernommene Naturalismus der Leidenschaft wurde gebunden an ein berechnendes Zerklüffern des Rollencharakters in Einzelheiten, an eine aufs feinste ausaekligelte Gestik und Mimik. Am Ende des Jahrhunderts kam Jffland als Leiter der kgl. Bühne nach Berlin, und traf dort Schauspieler, die so „natürlich“ sprachen, daß sie keine Verse mehr vertragen wollten und konnten. Dafür war hier ein Streben nach historischer Echtheit; die Ritterchauspiele und die beginnende romantische Schwärmerie für das Mittelalter brachten stilgerechte Dekorationen und Kostüme auf die Bühne. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer wurde von der eigentlichen Handlung auf die äußere Pracht hingelenkt. Es begann die Zeit, welche den Kult der Vernunft ablöste durch die gefühlbetonte Phantasie. Schon einmal war die Gegenwirkung gegen die Herrschaft des Verstandes aufgetreten: Im „Sturm und Drang“. Originalgenies voll ungebändigter Kraft, voll entfesselter Leidenschaft verfaßten maßlos übersteigerte Dramen ohne jegliche Einheit von Ort, Zeit und Handlung. Doch allein das Ritterstück hielt sich längere Zeit auf dem Theater, hier raffen die Mimen mit gräulichem Gernlichgerassel, Schwertergeklirr und wütendem Aufstampfen der bespornten Stiefel. Der Gegensatz zwischen Bürgertum und absolutem Kleinstaat ließ revolutionäres Grollen vorabnehmen. Dieser „Expressionismus“ des 18. Jahrhunderts“ gelangte nur zu literarischer Wirkung, da auch die Kulissenbühne damaliger Zeit sich nicht mit ihm abfinden konnte. Den Spielplan beherrschten weiterhin die Schauspieldichter, die mit sicherer Kenntnis des Bühnenwirkens gemütvoll, wenn auch leicht und tränenreiche Schilderungen des Familienlebens zeichneten. Nur selten schöpften sie aus Eigenem, sie entlehnten ihre Vorbilder meist aus der Fremde. Freilich bringt die Empfindlichkeit oft kopfhängende, leidende, schmachtende Spieler auf die Bretter. Ein beachtenswertes Beispiel dieser Gattung: „Die Jäger“ von Jffland kommt zwei Monate nach der Dürheimer Uraufführung in Karlsruhe zur Wiedergabe (12. 5. 1785). Sofort nach der Vorstellung schreibt der Autor seiner Schwester von dem außerordentlichen Erfolg beim Markgrafen und beim gesamten Publikum. Der kunstbegeisterte Edelsheim fährt den für gesellschaftliche Ehrungen sehr empfänglichen Jffland im eigenen Wagen durch die ganze Stadt. Auch in der Folgezeit berief er den Mannheimer Akteur zu Gastspielen nach Karlsruhe, und forderte oft seinen Rat in Theaterdingen. Einen sonderbaren Empfang beim Markgrafen schildert der Weimarer Kritiker A. A. Böttiger in seinen „Literarischen Zuständen“. Karl Friedrich geht im Audienz-zimmer auf Jffland zu und betrachtete ihn wortlos lange vom Fuße bis zum Wirtel. Reise beauftragte er den Minister von Edelsheim, Jffland zu fragen, ob er den Markgrafen so kopieren könne, daß der Markgraf seine actreue Nachbildung in ihm wiederzufinden vermöge. Als Jffland eine größere Anzahl von Zuschauern fordert, weil deren Anwesenheit ihm erst das wahre Talent zu dieser mimischen Darstellung gebe, antwortet der Markgraf bejaugend, doch von dieser Stunde an ist die Ausführung der eigentümlichen Zumutung erledigt. Als 1787 die hiesige Bühne zum selbständigen Hoftheater erhoben wird, soll Jffland Leiter werden. Dieser stellt wohl seinen Eifer und seine Kenntnisse für die Sache der vaterländischen Bühne zur Verfügung, doch

bleibt er seinem Mannheim treu. Eine Vereinigung der beiden Theater von Mannheim und Karlsruhe unter Pflands künstlerischer Führung plante man nach der Einverleibung der rheinischen Pfalz und Baden, und noch 2 Jahre vor seinem Tode erhielt er eine letzte Berufung als Karlsruher Intendant, stets lehnte er ab.

Zu den Karlsruher Freunden Pflands zählte auch Joh. Georg Schlegel, der Schwager Goethes. Dieser dichtete zum Karlostag 1788, dem ein Gastspiel Pflands eine besondere Note gab, einen von Kapellmeister Schmittbauer vertonten Epilog; der Text dieses Epiloges ist abgedruckt im Journal von und für Deutschland (1788). Die schauspielerischen Leistungen der Truppe Appelt's werden eingehend im Pfalz-bayrischen Museum (1786) gewürdigt. Der bekannte Freiherr von Knigge, der schon damals eine allgemeine deutsche Bühnensprache im niedersächsischen Dialekt forderte, behandelte ein Heidelberg Sommergastspiel, wobei er sein Gesamtlob einräumte durch die Rüge der oberdeutschen Provinzialausprache der meisten Spieler. Als Appelt 1791 wieder in Heidelberg auftrat, erhielt er den Besuch F. L. Schröders, der mit Veil, Beck und Pfland von Mannheim zum „Baum der Diana“ herüberkam. Schröders nicht besonders lobende Kritik der Appelt'schen Gesellschaft hat sein Biograph Meyer verzeichnet (II, 78). Das Kostüm fand Schröder recht hübsch, die Dekorationen schlecht, doch hätte der Pfalz keine besseren zugelassen; erstaunlich erscheint ihm das 28 Personen starke Orchester, das meistens aus Dilettanten bestand.

Trotzdem man in Karlsruhe mit Appelt recht zufrieden war, geriet dieser wie so viele seiner Amtsbrüder in finanzielle Nöte. Im Frühjahr 1787 muß er seine Garderobe und Bibliothek an den Hof verkaufen. Diese Bücherei bildet den Grundstock der reichhaltigen Sammlung älterer Theaterstücke unserer Landesbibliothek. Bald versucht Appelt seine gesamten Mitglieder abzudanken (= zu entlassen); doch diese gehen selbständig vor und reichen dem Hofe einen Plan zur Gründung eines stehenden Theaters ein.

Die stehende Bühne ist ein Begriff, der zweierlei umschließt, erstens den dauernden Aufenthalt am gleichen Platze und zweitens ein aus Stein errichtetes Theatergebäude mit allen nötigen Einrichtungen. Angeregt waren diese Bestrebungen durch die Gründung des Wiener Nationaltheaters, philosophisch ausgedeutet unter anderem in Schillers Rede in der kurfürstlichen Gesellschaft zu Mannheim: „Was kann eine gute stehende Bühne eigentlich wirken?“

Der Umschwung im Theaterbetrieb, der allmählich die Prinzipalschaft beendete, mußte zunächst die wirtschaftliche Frage entscheiden. Die Schauspieler erstrebten die Befreiung aus der „Anerkennung der fahrenden Leute“; aus dem Elend des Wanderlebens wollten sie die Selbstständigkeit, die Anerkennung als Bürger erlangen. Dieses Ringen nach Gleichberechtigung ist ein Ruhmesblatt der Aufklärung, welche das Theater als einen nützlichen Teil der allgemeinen Bildung anerkannte, während es bisher nur den anderen Ergänzlichkeiten angereicht war. Innere Gründe im Verein mit dem äußeren Anlaß, den die Entfremdung Appelt's bot, ließen in Karlsruhe an die Stelle einer vom Hofe unterhaltenen Truppe ein in kurfürstlichen Diensten stehendes, von Regisseur Weibel geleitetes Personal treten.

Die amtliche Kundgabe erfolgte durch den Intendanten v. Edelsheim: „Da H. Appelt durch private Umstände gezwungen ist, seine Gesellschaft abzukündigen, so soll verständigweise bis 1. März 1788 die Gesellschaft von 18 Personen vom Hofe übernommen werden, um die stärksten Operetten, beliebtesten Nationalstücke und Trauerspiele vollständig aufzuführen usw.“

Das „Journal von und für Deutschland“ läßt sich darüber schreiben: „Die ehemals Appelt'sche Gesellschaft spielte 1787 bis 1788 in Karlsruhe 8 Monate; gibt meistens gute Stücke, hängt unmittelbar vom Hofe ab, besitzt an Demoiselle Lentner eine wirklich gute Sängerin, an Herrn Leo einen geschickten Schauspieler. . . Die Verbindung der Redoute mit dieser Anstalt ist vielleicht nicht so bekannt. Ehemals wurde diese im kurfürstlichen Schlosse gehalten, und Eingang und Erfrischungen waren frei. Allein das Publikum soll ausnehmenden Mißbrauch gemacht haben; manche, bloß um sich satt zu essen und zu trinken sich Masken angeschafft und den anderen Tag noch dazu aus begreiflichen Ursachen ihre Berufe veräußert haben. Dies ist der Grund, warum der Kurfürst den Eintritt auf 36 Kr. die Person gesetzt und den Platz ins Schauspielhaus verlegt hat.“ Nachdem der Berichterstatter über die teure und mächtige Bewirtung geklagt hat, meldet er weiter, daß die Masken sehr einfach seien, und die verschiedenen Stände voller Steifheit zwischen keine niedrigere Klasse, selbst unter der Maske nicht, sich mengten. In der tödlichen Langweiligkeit dieser Redouten habe nur der Markgraf mit seiner Familie durch die Zerstreuung gegenüber allen Ständen eine rühmliche Ausnahme gebildet.

Das Theatergesetz dieses ersten Hoftheaters umreißt treffend die Handhabung des damaligen Theaterbetriebes; es lautet (verkürzt): § 1: Soll kein Mitglied von kleinen Rollen oder Statisten sich anschließen. § 2: Sollen die Generalproben mit allen Changements (Veränderungen der Rollen) und mit Beobachtung des vollständigen Spieles wie bei den Aufführungen gehalten werden. § 3: Soll die Reinlichkeit der kleinen Garderobe beobachtet und auf genaue Charakteristik derselben gesehen werden. § 4: Soll bei der Generalprobe jeder seine Rolle ganz memoriert haben, keiner darf seine Rolle in Händen haben und lesen. Zu großen Rollen — ausgenommen in Opern — werden 14 Tage, zu kleinen eine verhältnismäßige Zeit gegeben. § 5: Soll jeder

pünktlich bei der Probe erscheinen, und müssen daher die Proben richtig angezeigt werden. Abends muß jeder eine Stunde vor dem Anfang sich in der Garderobe einfinden. § 6: Sollen alle Händel, Zank und Streit auf dem Theater bei Strafe vermieden werden, besonders darf keiner bei Proben oder Aufführungen heraufschreien. § 7: Soll kein Hund wegen Störung des Spieles und Verunreinigung der Dekorationen mitgenommen werden. § 8: Soll keiner durch Abgang nach der falschen Seite oder in falsche Türen, oder gar durch Veräümen des Auftretens Verwirrung verursachen. § 9: Soll alles Raisonnement über Stücke und Verteilung der Rollen, und was den Kredit der Nebenschauspieler schmälert, in Kaffee-, Wein- oder Bierhäusern vermieden werden. § 10: Soll mit Musikalien, Büchern, Garderobe und allen dem Hofe gehörigen Gegenständen sauber und reinlich verfahren werden. § 11: Soll keiner ohne Erlaubnis des Herrn Intendanten verreisen, noch, bevor er sich gehörig gemeldet hat, auswärts übernachten. § 12: Soll jeder laut seinem Kontrakt verbunden sein, dies alles zu halten, und soll sich keiner sträuben, das Beste des Ganzen auch im einzelnen zu befördern.

Das erste Theaterjahr der „nevereinigten Hofschauspielergesellschaft“ schloß am 26. 4. 1788 mit Festtags „Emilia Galotti“. In diesem Sommer, wie in den zwei folgenden wurde in Pforzheim, Strassburg und Heidelberg auf Rechnung des Hofes gespielt.

Schon nach 3 Jahren gab der Hof den Versuch eines völlig selbständigen Hoftheaters auf, denn Appelt übernahm die Bühne wieder auf eigene Rechnung, man kehrte zu der vom Markgrafen unterstützten Prinzipalschaft zurück. Die Gesamtsumme der Verschuldung des Unternehmens, gemein an den übrigen Hofbedürfnissen, war nicht übertrieben hoch. Das öfters betonte Wohlgefallen an den Leistungen und dem Betragen der Spieler weist hin auf andere, diesen Umschwung bedingenden Gründe: Die Wollen des politischen Horizontes, welche die französische Revolution heraufziehen ließ, breiteten sich aus über Badens Fürstentum und über das Land. In der vormals Baden-Badenischen Markgrafschaft ging es schon 1789 recht kümmerlich zu, und so mußte das Interesse am Theater sich mindern.

Verheißungsvoll begann die zweite Ära Appelt mit einem eigens für Karlsruhe gedichteten Prolog: „Der Winterabend“ (4. 10. 1790). Das in einer Handschrift der Landesbibliothek Karlsruhe überlieferte einaktige, lebenswürdige, im echten Pfälzische sehr rühmliche Stückchen ist bemerkenswert durch Hinweise auf den Hof und das Theater. — Ein Graf von Feldern entläßt seine Musikantengesellschaft, da er sich nur noch mit der Natur und der Veredelung ihrer wilden Schöpfung beschäftigen will. Gräfin Feldern mit ihren Kindern, Oberst von Reichenthal und Wallraf, der Verwalter des Grafen, bedauern dies, zumal die langen Winterabende nahestehen, an denen man die schönen Künste pflegen soll. Die zufällig (!) vorbeireisenden Musikanten werden darauf wieder in Gnaden aufgenommen. Dies ist kurz der Inhalt des Stückes. Graf Feldern soll ein Spiegelbild des Markgrafen sein mit seiner Vorliebe für Landwirtschaft, Gärtnerei und physikalischen Versuche; schon der Name Reichenthal weist auf Edelsheim hin. Veerfeld, der Leiter der Musikanten, wurde nach dem im Mannheimer Theaterarchive befindlichen Zettel von Appelt gespielt. Wenn die Felder leer sind, darf er (Veerfeld) zur Erleichterung der Winterabende wiederkommen.

Die kriegerischen Ereignisse am Oberrhein wirkten sich immer weiter in Baden aus. Der Markgraf muß zeitweise die Hauptstadt verlassen. Appelt wird für kurze Zeit Direktor des Frankfurter Schauspielhauses, taucht dann wieder in Karlsruhe auf, wo er jammern an Karl Friedrich schreibt (1796), daß die traurigen Ereignisse, die vor einigen Jahren durch die unglückseligen französischen „Evenements“ ihn mit seiner Bühne in Karlsruhe betroffen haben, noch heute nachwirken. Bis 1799 verfuhr er mit seinen Darbietungen die Teilnahme am Theater neu zu wecken, doch ohne pekuniären Erfolg. Ein weiterer großer Schaden für das Theaterleben war der Wechsel des Intendanten. Der kunstbegeisterte, opferfreudige Georg Ludwig von Edelsheim wandte sich nach dem Tode seines Bruders Wilhelm immer mehr der Politik zu, und 1796 übertrug man die Oberleitung des Hoftheaters an Karl von Geusau, der persönlich nicht diese stark künstlerischen Interessen vertrat wie sein Vorgänger, trotzdem er in dem Kammerfourier Morstadt, dem Vater der nachmalig so berühmten Amalie Haizinger, einen aewandten Mittler zwischen Intendant und Schauspielleitung zur Seite hatte. In der armen Residenz des verarmten Markgrafentumes brach der letzte Prinzipal des 18. Jahrhunderts, Johann Appelt, finanziell völlig zusammen, seine Gläubiger 3. Grades erlitten schon großen Schaden, die 4.—6. Grades gingen völlig leer aus. — Koblenz beherrschte fast allein seinen letzten Spielplan: „Vom Hanswurst zu Koblenz“ kann man kurz und treffend einen Ueberblick der Spielpläne und der Darstellungsstile im Gesamtverlauf des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Zuerst bringen die eigene Hoftruppe von Hanswurst Meyer und die ambulanten Prinzipalschaften von Schuch und Barfuß zur heiteren Unterhaltung Harlekinspossen voll Plattheit und Pöten, denen aber das nach Laune und Können vielgestaltige Stegreifspiel eine anziehende Note gibt. Dazu kommen die bei hoch und niedrig, jung und alt immer beliebtesten Springer- und Tanzkünste, alte Reste aus der Zeit der ehrlosfahrenden Gaukler. Als ernste Gaben bieten die Wandertuppen Haupt- und Staatsaktionen, die in gemessener Sprache mit lebhaften Bewegungen und übertriebenem Mienenpiel vorgetragen werden. Schon bei Schuch machen sich die Reformen des vielgelästerten und doch so bedeutamen Gottsched bemerkbar. Zu diesem aus französischem

Literatur:

Theaterakten des General-Landes-Archivs.
 Akten des Mannheimer Theaterarchivs.
 K. A. Böttiger: Literarische Zustände. 1838.
 Th. W. Danzel: Gottsched und seine Zeit. 1855.
 C. B. v. L. Drais: Gesch. Badens unter Karl Friedrich I. 1818.
 K. Fecht: Gesch. der Stadt Karlsruhe. 1883.
 Gallerie von Deutschen Schauspielern ... 1783 (Neudruck: 1910).
 L. Geiger: Islands Briefe. 1904.
 Rudolf K. Goldschmit: E. Devrients Bühnenreform am Karlsruher Hoftheater. 1921.
 E. Gutmann: Großh. Residenzschloß zu Karlsruhe. 1911.
 Th. Hampe: Theaterwesen in Nürnberg. 1900.
 K. Holl: Gesch. des Dt. Lustspiels. 1923.
 A. W. Jffland: Theatral. Laufbahn. 1798.
 Journal von und für Deutschland. 1784-88.
 Karlsruhe, 1715-1915 (Festschrift).
 Karlsruher Zeitung, 1784 ff.
 Karlsruher Wochenblatt, 1757 ff.
 S. F. Koberwein: Meine Biographie. 1803.
 P. Legband: Münchner Bühne im 18. Jahrhundert. 1901.
 B. Rihmann: F. L. Schröder. 1890/94.
 C. Menzel: Gesch. der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. 1882.
 F. v. W. Meyer: Biographie F. L. Schröders. 1818.
 Pfalzbaierisches Museum. 1786-90.
 W. E. Oesterling i. Bad. Heimat 1918. „Cellindo ...“
 L. Schiedermaier: Ovar an den Bad. Böden ... 1914.
 K. Schulte-Kummerfeld: Lebenserinnerungen. 1915.
 Gothaer Theaterkalender, hg. von G. Reichard. 1775-1800.
 W. Stammeler: Dt. Theatergeschichte. 1925.
 Dr. Walter: Archiv und Bibliothek des Theaters zu Mannheim. 1899.
 Dr. v. Weich: Karlsruhe I. 1895.
 Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins (Aufsätze über Karl Friedrich und i. Zeit).

Geiste geborenen Regelzwang fügt sodann Adermann das Neue, das englische, deutscher Kultur weisensnahe „bürgerliche Trauerspiel“. Die späteren reisenden Banden, die nach Karlsruhe kommen, ragen nicht empor über den Durchschnitt, sie geben auch die allgemein übliche Durchschnittsware. Da das Publikum immer wieder die Abbilder seiner eigenen Mittelmaßigkeit auf dem Theater schauen will, so fordert es Stücke von Jffland und Rosebue, obwohl schon die zeitgenössische Kritik sich scharf gegen beide wendet. Freilich, Goethes Wort: „Man kann lange warten, ehe ein paar so populäre Talente wiederkommen“, gibt einen Wertmesser für Rosebue, dessen Können immer noch zu wenig gewürdigt wird, wie für Jffland, der als Dichter doch bisweilen überschätzt wird. Freilich, der Schauspieler Jffland errang auch in Karlsruhe gerechterweise begeisterte Triumphe mit seiner Kunst der naturalistischen, fast niederländischen Kleinmalerei. Wie andernorts werden die Klassiker in Karlsruhe sehr selten aufgeführt. Die Reaktion gegen die Massenproduktion der Schauspielbücher, gegen den übertriebenen Naturalismus und gegen die Verflachung der Darstellung, die mit Goethes Weimarer Theaterleitung einsetzte, wirkte sich in Karlsruhe nicht aus. Dort in Weimar mußten Verse wieder „schön“ deklamiert werden, Harmonie und Anmut der Haltung und Gebärden wurden gefordert. Vor einfachen Dekorationen bewogte sich eine einheitlich geschulte zuverlässige Künstlergarde in farblich gut abgetönter Gewandung. Besonders begabte Talente und hervorragende Einzelleistungen sollten und konnten hier nicht hervortreten. — Der politische, wirtschaftliche und kulturelle Tiefstand des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist in Karlsruhe zwangs-läufig gebunden an den Zusammenbruch oder besser gesagt: das Auslöschen der Theaterkunst.

Da erscheint auf dem Welttheater der große Regisseur Napoleon, er verteilt die Rollen, Baden erhält eine Charge. In wenigen Jahren wird es Kurfürsten-, dann Großherzogtum; das Bühnenwesen erfährt einen starken Auftrieb unter Wilhelm Vogel, und bald gewinnt ein ständiges Hoftheater dauernde Gestalt im neuerrichteten Weinbrennerbau.

Bened. Schwarz / Murgtälere Weidfehen.

Der Kampf um die Weide ist von jeher ein Kampf um die Nahrung, ums Dasein gewesen. Er ist so alt wie das Menschengeschlecht (Abraham und Lot). Völkern oder Volksstämmen, welche wegen der natürlichen Lage der Scholle, worauf sie sesshaft waren oder sind, allein auf die Viehzucht und ihre Produkte hingewiesen sind, war natürlich die Weide unentbehrlich, und es ist selbstverständlich, daß jedweder Eingriff in das Weiderecht bekämpft und abgewiesen wurde.

Die Bewohner des Murgtales waren bis ins 19. Jahrhundert herein, als die Stallfütterung an Stelle der Weide trat, auf diese letztere angewiesen. Daher kam es, daß die Dörfer ängstlich ihre Rechte am Weidgenuss hüteten. Zwar boten die riesigen Waldungen reichliches Futter für Rinder-, Schweine- und Ziegenherden; aber bei der Zunahme der Bevölkerung erwiesen sich die Weideplätze zu enge, so daß strenge Grenzen gezogen werden mußten.

In den alten Dorfregeln oder Dorfbüchern dieser Murgtaldörfer finden wir genaue Bestimmungen und Gesetze über das Hirtenwesen, das Weiderecht und den Weidgenuss. Die waren den Dörflern heilig. Als im Jahre 1622 am Palmsonntag die Kroaten das Dorf Reichthal im Murgtal niedergebrannt hatten, war es die erste Aufgabe der Ortsherrscher, das uralte pergamentene Dorfrecht, das auch ein Opfer der Zerstörung geworden war, sofort zu erneuern, weil es die genauen Bestimmungen bezüglich der Weide enthielt, und das ebenso alte Dorfbuch der Gemeinde Au im Murgtal enthält die Bestimmung, daß der Schultheiß mit seinem Amt auch die Haltung der Rindställen, Eber und Ziegenböcke übernahm, damit die Gemeinde „damit wohl versehen sei“.

Im Gernsbacher Stadtarchiv befindet sich eine Pergamenturkunde vom Jahre 1463, nach welcher ein umfangreiches Zeugnisverhör wegen des Weiderechts „auf der Grinde“ stattfand. Damals zogen die Hirten von Gernsbach und Umgebung bis hinauf nach Forbach auf die Grinde (Lange- und Hornsgrinde), ins obere Murgtal bis Weienfeld und hinüber ins Elztal bis Wildbad. Da gab es oft Zusammenstöße mit den Hirten aus dem Württembergischen, und der Fall war nicht selten, daß die Hirten in Wahrung ihrer Weiderechte und Weidegrenzen gegeneinander tötlich wurden, so daß wir mit Recht von Weidfehen sprechen können.

In der Hand von Akten des General-Landesarchivs über das Weiderecht im Murgtal möchte ich hier einige derartige Bündel näher erzählen.

Es war in den 1720er Jahren. Die Huzenbacher (württembergischer) Hirten trieben mit ihrem Vieh in Waldungen, welche der Gemeinde oder dem Heiligen zu Forbach oder den Murgschiffern gehörten, und kümmerten sich weder um Mahnung, noch um Warnung. Sie, d. h. ihr Schultheiß und hinter ihm der gestrenge Herr Amtmann Johann Ulrich Kapf in Klosterreichenbach, pochten auf einen alten Vertrag vom Jahre 1514, nach welchem es den Hirten von Schwarzenberg und Huzenbach erlaubt sein sollte, ihre Herden in die Schauenburgischen (d. i. die späteren Windeckischen Wälder) an der Schönminzach zu treiben.

Was kümmerten diese hartköpfigen Schwabenhirten die Grenzpfähle oder Vochen- (Grenz-) Bäume! Sie machten alles, wofin sie kamen, zu „Schauenburgischen“ Wäldern und trieben ihr Vieh bis

Naumünzach, ja sogar bis herunter in die Gegend von Forbach, und als ihnen im Jahre 1728 die badischen Hirten unter Führung des Michel Fritsch in Forbach und des Lorenz Wunsch in Bernersbach entgegenzogen, kam es zu einem „harten Traktament“, wobei letztere den kurzen zogen, weil die Schwaben in größerer Zahl waren.

Der Forbacher Stadtschultheiß Hans Jera Krämer und sein „Viehmeister“ Heinrich Striebich führten wegen dieses „Traktaments“ beim markgräflich badischen Amtmann Krieg in Gernsbach Klage, und es entstand ein „Notenwechsel“ zwischen Gernsbach und Klosterreichenbach, der schließlich in einem papierernen Protest sein Ende fand. Die badischen Hirten aber hatten ihre Prügel vorerst einzusteden.

Eine gute Folge hatte der Protest doch, nämlich die, daß die Huzenbacher und Schwarzenberger von da an vorsichtiger waren und sich weniger an der Weidegrenze setzen ließen, insoweit auch die Weidfehen jahrzehntelang ruhten.

In den 1770er Jahren ging der Tanz von neuem los, und es gab wieder Reibereien zwischen den Hirten. Damals war auf der Schönminzacher Glashütte ein Pächter Böhringer, welcher selbst eine größere Herde Vieh besaß und sie mit den Huzenbacher und Schwarzenberger Hirten weiden ließ. Als diese nunmehr, wie es scheint, durch Böhringer gehebt, mit den Herden wieder weit in die Forbacher Weidungen hineintrrieben, schrieb der Schultheiß Antonius Wunsch in Forbach am 9. Mai 1780 an die Herren in Württemberg, sie sollten sich nicht mehr unterfangen, auf Forbacher Gebiet weiden zu lassen, ansonsten sie sich gefalzen lassen müßten, daß ihnen das Vieh weggenommen werde. Als trotzdem einige Tage darauf die Hirten wieder in die Murgschifferwaldungen trieben, wurde ihnen vom Stadtschultheißen und dem Förster ein Stier genommen und nach Forbach transportiert. Dort könnten sie ihn gegen Erlegung von 10 Gulden Buße wieder holen, schrieb man nach Schwarzenberg. Darauf erfolgte vom Oberamtmann Heller in Klosterreichenbach die Antwort, daß die Schultheißen von Schwarzenberg und Huzenbach den Befehl erhalten hätten, falls der Stier nicht sofort ohne „Buße“ zurückgegeben werde, energische Repressalien zu gebrauchen und von Menschen und Vieh das nächste Beste, was man erwische, wegzunehmen und in sicheren Gewahrsam zu bringen.

Nun fing der übliche Notenwechsel wieder an, und schließlich wurde der Stier von den Forbachern freigegeben, wogegen den schwäbischen Hirten vom Oberamt Reichenbach strengstens befohlen wurde, die Weidegrenzen nicht zu überschreiten.

Ein Jahr lang ruhte die Fehde. Als aber Ende Juni 1781 dem Stadtschultheißen Wunsch in Forbach gemeldet wurde, daß die Schwarzenberger und Böhringerischen Hirten in den Großwald der Schifferschaft bei Naumünzach trotz der „verhängten Schläge“ (d. h. trotz der Abperrung) eingedrungen waren, machte sich der Schulz mit 20 Mann auf, um wiederum dort Justiz zu üben. Da trafen sie jedoch zum Schutze der württembergischen Hirten und Herden eine Mannschaft von gegen 100 mit Stöcken Bewaffneter, „also daß es nicht möglich war, sich gegen eine solche Uebermacht anzulassen und man wieder zurückkehrte“. Der Schultheiß

berichtete an das Amt Gernsbach, „daß keineswegs daran zu zweifeln wäre, daß nicht Mord und Totschlag sich dabei ereignen könnte.“

Wiederum wurde beiderseits Vieh weggenommen, und es passierte, daß der Glashüttenbeständer Böhlinger einen Ochsen wegnahm, der dem schifferschaftlichen Fuhrmann und Schultheißen Gerster in Weissenbach gehörte. Nun legte sich die Murgschifferschaft, die keine geringen Rechte besaß und in großem Ansehen stand, ins Mittel, um endlich den Streitereien ein Ende zu machen. Gegen Hinterlegung von drei Louisdor wurde dem Schultheißen in Weissenbach der Ochse wieder zugestellt. Böhlinger selbst mußte, um eine von den Forbachern beschlagnahmte Kalbin zurückzuerhalten, 15½ Gulden bezahlen.

Damit war die 1781er Weidesehde beigelegt. Die Kosten derselben wurden jedoch erst in den nächsten beiden Jahren bezahlt, und einem Berichte der württembergischen Regierung an die markgräflich badische vom 2. Juli 1784 entnehmen wir die Stelle: „Wir schöpfen die begründete Vermutung, daß die beiderseitigen Communen (württemberg. und bad. Gemeinden) wiederum miteinander einverstanden sein dürften, und glauben, daß nun alles auf sich beruhen gelassen werden kann.“

Der Weidestreit ruhte auch mit Ausnahme von kleineren Zwischenfällen bis zum Jahre 1813. Im Mai dieses Jahres machte der schifferschaftliche Waldinspektor Arnspurger in Forbach die Wahrnehmung, daß die Schwarzenberger Hirten weit über die Grenze bis zum Dranhgrund fuhren, und da sie trotz wiederholter Warnung nicht weableiben, ließ er ihnen zwei Ochsen und sämtlichem Vieh die Glocken wegnehmen und nach Forbach verbringen. Das geschah am 29. Mai. Am 14. Juni wurden die Ochsen den Schwarzenbergern gegen einen Revers bis zum Austrag der Sache zurückgegeben; die Glocken wurden vorerst zurückgehalten.

Die Rückgabe ist auf eine Vorstellung der württembergischen Regierung zurückzuführen, in welcher das Vorgehen der Forbacher als eine „unerhörte Gewalttat“ bezeichnet wird, „durch welche der durch die Bundesakte und die seitherigen Staatsverträge so glücklich beendigte kleine Krieg wieder angefaßt werden könnte.“ So spielte die große Politik in die Muratäler Weidesehde hinein.

Wenn sich die Großen miteinander vertragen, müssen die Kleinen, hier die Hirten und Gemeinden, schweigen, auch wenn ihnen Unrecht widerfährt. Was mit den Kubatoken geschehen ist, kann aus den Akten nicht ermittelt werden.

Von neuem begannen die Weidestreitigkeiten im Jahre 1819. Namens der Murgschifferschaft berichtete deren Senior Jakob Dennenhofer an das Oberamt, daß die Württemberger, er nennt sie „ausländische“ Hirten in die verhängenen Schläge einbrächen und die fetten Weide genössen, und zu gleicher Zeit zeigte Waldinspektor Arnspurger an, daß die badischen Waldkolonisten in Kirchbaumwälen, Erabronn, Entersbronn und Raumlinsach erklärt hätten, sie würden mit ihrem Vieh gleichfalls in die schifferschaftlichen Waldungen fahren, wenn das den „Ausländern“ nicht verwehrt werde.

Dazu kam eine weitere Beschwerde des Direktors der Sauerleesalzfabrik in Forbach, wonach die „Sauerleerupfer“ — mehrere Forbacher Familien verdienten sich in jener Zeit damit ihren Lebensunterhalt — von den ausländischen Hirten vertrieben würden, deren Herden die Plätze, wo es besonders viel Sauerlees gab, besonders im Schrambera, auf dem Dranhgrund gegen den Holloch zu usw. verwüsteten.

Als sogar die Göttsfinger vom obern Murat mit einer Herde von 150 Stück in die Waldungen bei Forbach einbrächen, war es dem allzeit rührigen Waldinspektor Arnspurger doch zu bunt, und er nahm ihnen einige Stücke Vieh weg nach Forbach. Darob natürlich wieder großes Geschrei bei den Schwaben, üblicher Notenwechsel der Schultheißen, Oberamtsmänner Verhandlungen der hohen Diplomatie in Stuttgart und Karlsruhe und schließlich Herausgabe der gepfändeten Ochsen gegen Buße und Ersatz der Futter- und Verpflegungskosten, die nicht gering waren.

Nunmehr können die Göttsfinger auf Rache; am 28. August 1820 erichien auf der Amtsstube des Oberamtmanns Freiherrn von Fischer in Gernsbach der Voat von Langenbrand mit mehreren Bürgern und teilte mit, daß taags zuvor ihr Gemeindeglied mit der Herde in ihren Gemeindegewald gefast en sei, da seien 25 Bürger von Göttsfinaen, sämtliche mit Prüdeln bewaffnet, erschienen, hätten die Herde umringt und 14 Stück derselben mit dem Hirten auf das württembergische Territorium, das etwa eine Stunde vom Weidexplatz entfernt war, geschleppt. Dort hätten sie den Hirten freigelassen und die 14 Stück Vieh nach Göttsfinaen getrieben.

Freiherr von Fischer berichtete diese Gewalttat dem königlichen Oberamt Freudenstadt, welches das gefeswirdige Vorgehen der Göttsfinaer mißbilligte. Bekraftuna derselben in Aussicht stellte und die sofortige Herausgabe des geraubten Viehes anordnete. Damit preßierte es jedoch den Göttsfingern nicht; erst am 7. September berichtete Voat Merkel in Langenbrand an das Gernsbacher Oberamt, daß „das aenommene Vieh am Mittwoch, den 6. nachmittags, in autem Stande angekommen ist.“

Um die Mißbilligkeit zu bezeugen, fanden auf Anordnung der beiderseitigen Regierungen Verhandlungen und Tagungen zwischen den beteiligten Gemeinden und Körperlichkeiten (Murgschifferschaft, Heiligenwald!) in Forbach und Schwarzenbera statt, welche schließlich zum Weidarezvertrag von 1831 führten.

Auf diesen Tagungen haben die schwäbischen Lehubauern — so nannten sie sich stolz gegenüber den Muratäler badischen Waldbauern — im Essen und Trinken den Schultheißen und Muratalgemeinden gegenüber auch den Meister zeigen wollen, und es hat gehörige Rechen in der Krone in Forbach und im Ochsen in Schwarzenbera abgelebt, wegen deren Bezeichnung sich die beteiligten Parteien nochmals betruhe in die Saare geraten sind.

Von da an hörten die Muratäler Weidesehden auf, und es gab höchstens hin und wieder einen kurzen papierernen Protest, wenn man sich über den einen oder andern Grenzpunkt da droben auf dem Schrambera oder Kaltenbronn nicht einlesen konnte.

Als vor nahezu vierzig Jahren der Schreibersmann in der Raumlinsacher Schule seines Amtes waltete, erzählte sich noch jung und alt von den Weidichlachten am Schrambera und am Schurme; von den gewaltigen Viehherden von ehemals war jedoch nichts mehr zu sehen. Daegen gab es in jener Zeit in den Waldungen um das stille Schulhäuslein beim „Theisle“ — ein Urabne des Besitzers des daneben gelegenen Wirtschaftes hat Matheis geheissen — große Herden von Stücken und Rehen, und es war keine Seltenheit, daß man im Winter vom Schulzimmer aus Rudel von 15 bis 20 Stücken auf der benachbarten Waldwiese äßen sah — zum Wandium der Schuljugend. Auch diese sind unserer realistischen Zeit zum Opfer gefallen.

Gustav Rommel / Geschichte des Karlsruher Kasanengartens^{*)}

Es war noch zur guten alten Friedenszeit vor dem alles durchschütternden Kriege! Da sprach der Karlsruher vom „Kasanengarten“ nur mit ehrfurchtsvoller Ehen, schwebte doch über dem stillen, waldbestandenen Park, den die fürstliche Familie für sich vorbehielt, außer der geschichtlichen auch eine gewisse mystische Tradition, — und dann war er zu einer gewissen Stätte geworden, seit sich die Großherzogliche Grufkirche darin erhob. Seine Pforten waren für das große Untertanenpublikum in der Regel geschlossen. . . .

Der politische Novembersturm 1918 öffnete auch diese Tore, und das friedliche Garten-Idyll sah in seinen ersten Tagen eine große Volksmenge, welche glaubte, sich in den vermeintlich erlangenen Rechten und Freiheiten nunmehr austoben und durch Berührungen aller Art sich als Menschen einer „neuen Zeit“ entsprechend betätigen zu müssen. Manches Unschöne mußte der Kasanengarten bei und seit der Besitzergreifung durch das „sovereäne Volk“ erleben. —

Jener Sturm hat sich gelegt, und der stille, Erholung suchende Spaziergänger von heute kann wenigstens in dem von gewisser Nachkriegskultur noch unberührten Teil des Gartens die Erregung der Ruinalität des Ortes genießen. Aber er weiß das dankbar zu schätzen und möchte mit vielen andern Gleichgesinnten den friedlichen Park mit seinen gärtnerischen und baulichen Anlagen vor weiterer Zerstörung geschützt wissen, nicht allein ob seiner Schönheit, sondern auch als historisches Denkmal, das mit der Gründung und dem Werden unserer Stadt Karlsruhe in engster Beziehung steht.

^{*)} Quellen: Haupttächlich Archivalien des General-Landes-Archivs Karlsruhe.

I.

Noch ehe Schloß und Stadt auf fürstliches Geheiß entstand, ward dieser etwa 300 Morgen große Ausschnitt aus dem Hartwald zu dem Zwecke eingeeicht, der ihm den Namen gab: Kasanengarten. Das edle Weidwerk, die Jagd, war seit alter Zeit ein besonderes Vorrecht und meist Lieblingsbeschäftigung der Herrschenden. Die Geschichte berichtet von dem großen Aufwand, der für die Jagd und ihre Einrichtung an den Fürstenthöfen früherer Jahrhunderte getrieben wurde.

Auch der Gründer Karlsruhes, Markgraf Karl Wilhelm, der 1709 zur Regierung gekommen, trünte seiner großen Jagdleidenschaft in ausdehnter Weise.

Dazu kam, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts es bei den Herrscherhäusern Mode geworden war, ihre Residenzen auf festen, hochgelegenen Schlössern und Burgen in die Ebene zu verlegen und Lustschlößer, Favoritengebäude mit Gartenanlagen und Tierparks zu errichten.

Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach wollte darin nicht zurückbleiben, hegte er doch schon als Erbprinz beim Wiederaufbau der Durlacher Karlsburg 1698 andere Pläne für ein fürstliches Residenzschloß, das mit einem großen Wildpark verbunden sein sollte. Doch die Ausführung mußte noch auf sich warten lassen, schon der Kosten wegen.

So reifte zunächst der Plan zur Errichtung eines Wildparks, eines Kasanen- und Tiergartens in der Nähe des Schlosses Gottesau im Hartwald, wo ein Jagdhäuschen erbaut ward, das mit der elysäischen Waldschönte „Zum goldenen Waldhörnle“ (im Gebiet der späteren Waldhornstraße gelegen) der Vorläufer von Schloß und Stadt Karlsruhe war.

Von überall her ließ sich der Markgraf erzählen und berichten, wie anderwärts die Jagd und ihre Einrichtungen beschaffen waren, um daraus für sein Vorhaben Nutzen zu ziehen.

So ist uns als früheste Nachricht über den geplanten Hasanengarten ein Brief an den Markgrafen erhalten, der vom 25. November 1711 von Ruffel (Pille) datiert ist.

Der spanische Erbfolgekrieg währte damals noch und deutsche Truppen lagen in Pille (oder Ruffel, wie es bei uns im Kriege 1814/18 wieder hieß) im Winterquartier. Dort befand sich auch der badische Hauptmann von Rothberg, der im Frühjahr 1711 in der Heimat war und dabei auch dem Markgrafen Karl Wilhelm seine Aufwartung gemacht hatte.

Der Herr von Rothberg brachte jedenfalls allerlei Jagderfahrung und auch Erzählungen mit und erhielt schließlich bei seiner Abreise den Befehl, einen Plan des Jagdgebietes, das der Gouverneur von Pille, ein Prinz von Solheim, um diese Stadt angelegt hatte, nach Durlach zu senden.

Dem Auftrag kam v. Rothberg in dem oben erwähnten Briefe nach, der über Köln-Frankfurt am 7. Dezember 1711 in der Karlsburg zu Durlach eintraf.

Der recht ausführliche Bericht von Rothbergs erfährt jedes Weidmanns Herz auch heute noch und soll daher den Nimroden und andern Interessenten in seiner ganzen Urwürdigkeit fundgegeben werden:

Durchleuchtigster Fürst, gnädigster Herr und Fürst etc.

Euer hochfürstl. Durchleucht werden sich anädigt zu erinnern wie ich im vergangenen Frühjahr die hohe Gnade gehabt, meinem allergnädigsten Herrn unterthänigste und schuldige Aufwartung abgestattet, anbey aber mündlichen Befehl erteilt, wie ich von den hiesigen Gehösa, so E. Hochfürstl. Durchl. Prinz von Solheim Beck Inhaber zu Ruffel so Er um die hiesige Stadt angelegt, einen abriß einrichten sollte; als berichte unterthänigst wie solches angefangen, auch anbey gehalten wirdt, „Erstlich hat er alle Hölzer, so darumb liegen soviel maßt durchtreiben lassen, so lang er einen Fuchß hierinnen anspiehet und dieses wird noch alle Jahr fortgesetzt, bis solche alle aufgerott sein, dabey auch an alle umliegenden Bauern Befehl ergehen lassen, daß sie allen ihren Raken, so sie in deren Häusern haben, die Ohren abschneiden müssen, damit solche nicht mehr in daß Feldt laufen, dan wann der Raken die Ohren abgedreht, geht sie nicht auf daß Feldt, und so ferne eine Rake in daß Gehösa lömpt, thut sie mehr Schaden, als alle andern Raubthier, zum andern halt er zwen Kerl, die nichts anders thun als achtuna haben, damit niemandt in dem Gehösa jagt, auch giebt er so wohl diesen zweyen als auch den andern Jägern duppelt Schußgeld umb alle Raubthiere wegzuschicken, ferner berichte E. Hochfürstl. Durchl. wie Er daß Gehösa im Standt erhalt, damit es allezeit voll ist, erstlich hat Er im Frühjahr wann sich die Hünner haben gebahrt, anderwärts so viel bar Hünner fangen, als er immer gefundt und selbige im Gehösa ließen lassen, aber mit dieser manier den Han hat Er ganz frey lassen fliegen, die Hünne aber umb daß sie nicht wieder wegstreichen, ein klein wenig von den Fliegeln abschneiden, dann wann man die Hünne auch frey fliegen laßt, streicht sie wieder anderwärts und bleibt nicht an diesem Ort, wann dann also die Hünne aufgebracht und die Rütt halbgewachsen muß man vor allen dingen zusehen, daß man den alten Hann darvon wegfangt, dann wann der alte Hann biß auf daß Herbst hat, so führt er die Rütt auf dem Gehösa weg. Es ist auch umb dieß, daß wann daß Gehösa sich vermehrt und stark wirdt, die alten Hannen einander vertreiben und niembt hernach der Hann, so meiden muß, die ganze Rütt mit weg, ist also dieses daß vornehmste bey den Hünnern zu observiren.

Was nun daß Gehösa von den Hasen anbelangt, so hat mich E. Hochfürstl. Durchl. des Prinzen Ober Jäger informirt, wie ers auf folgende art hätte angefangen, er habe ebenfals an anderen orten so viel trüchtige Hääßin als er immer gefundt in dem Frühjahr als monat Martii April etc. Man fangen lassen und selbige ebenfals wo daß Gehösa ist laufen lassen, damit solche in dem Gehösa legen und zugleich drinnen bleiben, dann wann man andere Hasen fangen laßt, laufen solche wieder weg und bleiben nicht im Gehösa, wann nun daß Gehösa stark von Hasen wirdt, so muß man so viel als es möglich die Ramler darvon weggeschicken, sonsten wann zu viel ramler in Gehösa sein, thun sie so viel Schaden als ein Fuchß.

Es hat auch Ihre Durchl. Prinz von Solheim beck ein Gehösa von Caninichen mit angelegt, darvon keine weitere wiekenenschaft vonnöthen, daß wann die Raubthiere weageraumb solche an den Ort laufen lassen, wo daß Gehösa ist, dan sie araben sich gleich inner 2 oder 3 tagen selbst unter die Erde, daß ist aber darbey zu observiren, daß man gar wenig ramler darvon laufen laßt, sonsten bringen sie einander selbst um.

Mein gnädigster Herr kann also auß diesem Bericht ersehen, wie daß Gehösa muß gehalten und auß dem Abriß erkennen, wo es E. Hochfürstl. am gelegten were, wann aber mein gnädigster Herr mein unterthänigsten Vorichlaß so anädigt anhören, so glaube, daß keine schönere gelegenheit niemahls zu einem Gehösa ist erfunden worden, daß E. Hochfürstl. Durchl. in dero Landt haben und daß Meinem gnädigsten Herrn zunehmen, so ist es der Hartwaldt, umb welchen rings herum feldt liegt, erstlich daß Rindemer feldt, daß Haxfelder feldt, daß Blankenlocher feld, daß Grabener feldt, daß Linkener feldt, daß Rehreuder feldt, daß Anlinger feldt, liegen alle zugleich rings umb den Hartwaldt rum, es sollte zwar von anfang sehr viel Mühe brauchen umb die Raubthiere auß dem

weg zu reihen, daß aber wann man Fleiß anlegt, selbige nach und nach kann ausrotten, daß gehösa mit geringen Kosten baldt in guthen standt bringen, darvon E. Hochfürstl. Durchleucht eine vergnügte Freude haben können, als giebt mir vor dieses maßt die gelegenheit an die handt, bey E. Hochfürstl. Durchleucht meinen gnädigsten Landesfürsten unterthänigst anzusuchen, weilen nunmehr in dem Krieg nicht viel zu thun, und E. Hochfürstl. seel. Herr Vater mir die hohe gnadt gethan und eine provession erlehren lassen, daß ich außershalb den Kriegsdiensten getraue mein Stück brodt zu verdienen, als Es werden E. Hochfürstl. Durchl. mein unterthänigst ansuchen in Gnaden gewehren, um mich den alten Herrn von Hallweul zu adjuungiren auch anbey so viel gedene lassen, daß ich im stande sein kann, meinem allergnädigsten Herrn zu dienen. Ich versichere E. Hochfürstl. Durchl. auf den Eudt und Pflicht, deme ich ihme würde schweren, als im stande zu bringen, was meines gnädigsten Herrn größten Vergnügen, lebe aber unter diesen in der veranüigten Hoffnung, E. Hochfürstl. Durchl. werden dieses mein begehren wie an Gnaden halten und mich lassen wieder wihen, ob ich bey meinem gnädigen Landesfürsten habe Gnaden gefunden, so ferne E. Hochfürstl. Durchl. ein Liebhaber von Einen schönen Barrenbecker fene, welcher einen Döhen alleine halten und fangen kann, unterthänigst darvon part zu ertheilen, da ich nicht ermangeln werde mit der besten gelegenheit zu überenden.

Der ich mich ieterzeit in Dero hochfürstl. Gnad empfehle, auch zeit lebens bin und verbleibe

Meines Durchleuchtigsten Fürsten,
gnädigsten Herrn
unterthänigster Diener und Knecht
C. R. v. Rothberg
Capitain.

Datum Ruffel
den 25. Novemb. 1711.

Der Markgraf Karl Wilhelm war zu der Zeit gerade auf einige Monate verreist und erhielt erst nach seiner Rückkehr nach Durlach, im März 1712, den Rothbergs Brief, den er sofort beantwortete.

In seinem Schreiben betonte der Markgraf, wie sehr ihn die Beschreibung und Einrichtung des Ruffeler Gehöses interessiert habe und daß er auch des persönlichen Anliegens von Rothbergs eingedenk sein wolle, „bey hiernecht erfolgenden Frieden, welcher allen sich ergebenden umständen nach nicht ferne zu seyn scheint“

In der Folge war aber neben der Errichtung eines Hasanengartens und Wildparks bei Gottesau der alte Liebhasplan des Markgrafen, sich einen neuen Fürstenthum zu bauen, wieder ins Rollen gekommen. Die Durlacher Stadtväter hatten sich im August 1711 gegen eine vom Markgrafen beabsichtigte Erweiterung der Stadt gesperrt und dadurch das Mißfallen Karl Wilhelms in hohem Maße erregt^{*)}.

So kam schnell der Entschluß des Markgrafen, sich außerhalb der Mauern seiner Residenz ein neues Schloß zu erbauen und damit die schon zuvor geplante Anlegung eines Hasanengartens und Wildparks zu verbinden.

Zwei Jahre gingen darüber hin, bis der Gesamtplan reif war, doch war schon 1714 bei einer Pflanzung und Waldwiese, die Bodstöße genannt, ein einstöckiges Jagdhaus (Hasanengarten) auf der Stelle des heutigen Hasanengartenstückchens gebaut. Im Winter 1714/15 wurde der Schloßplatz und die Gärten im Hartwald angepflanzt, der Wald ausgehauen, Wege gebaut nach Meister Bahndorfs Vorichlägen.

Untern 23. Februar 1715 erhielt das Geheimrats-Kollegium vom Markgrafen den Befehl, für die Anlage des neuen Hasanengartens 10000 Dielen und 1500 Zweilinge von Gernsbach aus bis Daxlanden auf der Würz und dem Rhein mit Beschleunigung herunterbringen zu lassen. Die hierzu erforderlichen Zollfreiheitspatente für den Baden-Badenischen Zoll zu Steinmauern und kurfürstl.-pfälzischen Zoll zu Sels wurden von der Frau Markgräfin Enbille von Baden-Baden und dem Kurfürsten von der Pfalz aus Düsseldorf erbeten.

Im April und Mai kam das Holz an und wurde in der Hauptsache für das Baumgatter um den Hasanengarten, östlich vom in Angriff genommenen Schloßbau, und teilweise für den geplanten Tiergarten (westlich) verwendet; auch zwei weitere Häuschen und einige Hütten für die Hasanzucht errichtete man noch mit dem Holz im Hasanengarten, wo außerdem ein Feldhüterhaus und ein Wildenteich noch angelegt wurde. Alles andere Gatter (Hirsche, Rehe usw.) kam in den Tiergarten.

Die Forstämter des Landes erhielten Weisung, das Wild herbeizuschaffen; jeder Forstknecht im Oberland mußte 3-4 Wildschälchen aufziehen und möglichst auch noch sonstige Tiere liefern, was er gerade an Besondere aufstreifen konnte. Wegen der Besetzung des Hasanengartens mit Hasanen schrieb untern 22. April 1715 der Markgraf an die Regenten der Nachbarstaaten, wie Pfalz, Württemberg, Baden-Baden, den Fürstbischof in Bruchsal, sowie an das Speyerer Domkapitel und ersucht, ihre Forstknechte anzuweisen, daß sie den etwa in ihren Grenzbezirken antretenden

^{*)} Die heutigen Durlacher können es ihren Vorfahren nicht verzeihen, daß diese damals eine solche „Kurzsichtigkeit“ bewiesen haben. Heute wäre Durlach die Hauptstadt des Landes und dazu eine recht schön gelegene.

Fasanen, besonders den Weibchen, auf einige Jahre freien Flug und Lauf lassen möchten, und daß die Bandente die Fasanenmeister nicht aufsuchen und zerstören sollten.

Kurpfalz (in Düsseldorf) und Württemberg (in Ludwigsburg), wie Baden-Baden erklärten sich gerne bereit, dem Ersuchen des Markgrafen stattzugeben. Auch der Fürstbischof Heinrich von Bruchsal sendet von sich aus einen liebenswürdigen Brief, seine Verwaltungsbehörde aber, Dechant und Domkapitel von Speyer, möchte sich darüber (wegen vorhergegangener häufiger Unstimmigkeiten zwischen den beiden Regierungen) einen Revers ausbitten. Als bald erhält das Domkapitel vom Markgrafen auch ein Versicherungsschreiben.

Indessen nahm der Schloßbau seinen Fortgang und am 17. Juni 1715 wurde der Grundstein gelegt. Als drei Jahre darnach Markgraf Kozl sein neues Schloß Karlsruhe beziehen konnte, stand der Fasanengarten und Tiergarten schon in Blüte und die Erweiterung und Ausgestaltung dieser Jagdanstalten zu einem großen Wildpark war im besten Gange. Der Sternplan der neuen Anlagen mit den Strahlenstraßen soll ohnedies zunächst zur Erschließung des Jagdreviers gedacht gewesen sein.

Wie der Vorgarten des Schlosses und der Tiergarten, so war auch der vordere, westliche Teil des Fasanengartens, der noch in den Kreis (Zirkel) um das Schloß einbezogen war, ursprünglich im französischen Stil als Lustgarten angelegt. Die Fortsetzung gegen Osten diente dem eigentlichen Zweck, der Fasanenhaltung.

Von den vom Schloß aus gehenden Strahlenstraßen durchzogen das Gebiet des Fasanengartens die sog. Breite oder Rintheimer Allee als Mittelachse des Gartens, südlich davon die Durlacher Allee (später Rintheimer Feldallee), die Gottesauer Allee (später Küchengarten-Allee) und die Wolfsartsweierer Allee (heute Englerstraße). Nördlich von der Breiten Allee lief die Feld- oder Deichel-Allee, die Hagfelder Allee und die Hagfelder Feld-Allee (die spätere Lärchen-Allee, von der heute noch einige alte Lärchen stehen). Die nördliche Grenze bildete die Blankenlocher Allee, an

der zuerst das Holzgitter, später die große Mauer als Abschluß entlanggeführt wurde. Das früher auch zum Fasanengarten zählende Stück der heutigen Hof-Küchengärten (ehemals Baumschulen und Obstgärten) durchschnitten in ihren Anfängen die Grabener, Friedrichstaler und Stutenfeier Allee.

Die Breite Haupt-Allee und die übrigen Strahlenstraßen wurden wieder von zahlreichen Querwegen gekreuzt, darunter auch vom großen Zirkelweg, der vom Marstall (Zirkelfeld) bis zum Jägerhaus an der Rintheimer Allee führte.

Der älteste genauere Situationsplan des Fasanengartens ist vom Jahr 1743, gezeichnet von dem bekannten Ingenieur Schwend. Er gibt uns ein gutes Bild von der ersten Anlage des Gartens, der damals bis an das Rund des inneren hinteren Schloßhofes reichte. Der östliche Teil des heutigen Schloßgartens gehörte auch noch dazu. Beim Eingangstor der Breiten Allee stand ein Gähnerhäuschen und die sog. „alte Malterei“. Beide Gebäude waren die letzten der 24 Zirkelhäuschen des hinteren Schloßhofes.

Vom Schloß aus östlich umgrenzte den Fasanengarten der Dragonerhof, das Reithaus, Heuschauer und die Hofschmiede. Dann folgte am Zirkelfeld das Profierenhäuschen. Von da dehnte sich der Fasanengarten bis zur Langen (Kaiser-)straße und zum Durlacher Tor aus, wo der Hofküchengarten anschloß. In dieser Richtung liefen Wege von der Breiten Allee aus: nach dem Magazin (später der Judenweg genannt); ihn kreuzte der Stadtweg, der vom Zirkelfeld zu den Fasaneriegebänden führte. Dann ging ein Weg zur Stadt nach „des Sembachs Gäßchen“, ferner nach dem Gasthaus zum Engel, nach dem Gasthaus zum Fröhlichen Mann und zum Durlacher Tor. Der letztere ging übers Klosterfeld. Zwischen Klosterfeld und Küchengarten am Durlacher Tor stieß der Schafaraben, über den eine Brücke führte.

*) Genannt nach Joh. Sembach, dem Wirt zum Waldhorn und erstem Bürgermeister von Karlsruhe.

(Fortsetzung folgt.)

L. T. / Im Karneval.

In prunkvollen, glänzend erleuchteten Räumen tobt ein festliches, lärmendes, lachendes, wogendes Maskengetriebe. Leuchtende Farben und köstlicher Duft durchströmen die Luft. Geschrei und Gelächter sich drängender, neckender, bald reizvoller, bald grotesker Gestalten erfüllt die Säle. Da weicht die Menge ehrfürchtig zurück; der gezielte Hofmarschall, mit Trauerkleidchen an Nase und Ohren, bahnt dem unglücklichen König Simplet den Weg, der, an der Seite seiner kummervollen, weinenden Gemahlin, knietheilig dahinschreitet im wallenden Schlafrock, die Krone auf der Glabe, müde daszepter hängen lassend. Außerste Trauer malt sich auf ihren prominenten Gesichtern, denn ihre liebliche Tochter, Prinzessin Nana, hat aus kindlichem Leichtsinne ein Kanapee hintergeschickt in ihren jungfräulichen Magen und duldet die entsetzlichen Schmerzen; verzweiflungsvoll und gebrochen folgt sie dem hohen Elternpaar, im weißen Mädchenkleid, die blaffen Züge unwillkürlich von einer Flut goldgelber Tränen, von beiden Seiten gestützt von zierlichen Freundinnen. Ärzte und Chirurgen, in hohen Zederhutmäusen, drängen sich herzu mit Rat und Messer und Säge; Masseure bieten ihre Dienste an; es gelüstet sie sehr, das weiße Bändchen zu reißen. Aber unrettbar scheint Nana; das Kanapee hat sich fest eingeklemmt und seine Fäße hindern die Passage. — Melancholisch wandelt dort ein gar ungleiches Pärchen: Tränen im Aug' die schlank schöne Prinzessin zur Seite ihres häßlichen plumpen Sauthirten; man weiß nicht, weint sie um ihren tölplichen Gatten oder um ihr eigenes verdorbenes Schicksal. Der Schädel des Sauthirten ist umwickelt mit einem roten Taschentuch; der arme hat rasendes Zahnweh und einen geschwollenen Vaden; wie mächtige Ohren stehen die Ripfel des Tuches hinaus. Dorfbarbier und Pastor, zwei Freunde, haben beschloffen, klistig die beiden zu trennen, die Schöne vom Sauthirten zu lösen und für sich zu gewinnen. Der Dorfbarbier naht sich tüchtig dem gequälten Hirten, er birgt operativische Pläne, zückt die gewaltige Zange und drückt den Sauthirten übermächtig nieder zur Vornahme des entsetzlichen Eingriffs. Der Pastor indessen, dessen stämmige Bäffchen strahlen, ergreift die Hände der jammervollen Prinzessin gar tröstlich und juchet sie, um ihr den Anblick des leidenden Gatten zu ersparen, hinwegzuziehen und fortzulocken mit aufbauenden Worten. Später, so ist beschloffen, soll dann der Barbier der lieblichen Schönen Bericht erstatten dürfen vom Verlauf der Exekution, während der Pastor dann, zur Stille für gehabten Genuß, das arme Bäuerlein trösten und aufrichten soll. — Bösen Blickes kommt durch die Menge der fetten Oberen geschritten; in der Rechten führt er das Peil; die Geißel steck ihm am Gürtel. Zwölf schone Oballisten folgen ihm in bequemer Entkleidung hin zum erhöhten prächtigen Thron des großen indischen Fürsten, der, funkelbeladen, von schwarzem Haar und Bart umwachsen, die hohen Ankschlange neugierig durchs Fernrohr betrachtet. Zwei ältere Magier, des Fürsten Berater, in langen, faltigen, schwarzen, bekehrten Mäden, messen voll wissenschaftlichen Ernstes die Proportionen der Schönen mit riesengroßen Linealen und Zirkeln. — Durch das Gedräng' und Gemüth der Rigeuner, Mönche, Ritter und Hofdamen schreiten drei junge Mädchen, als Korpsstudenten verkleidet, zierlich, fest und übermütig; auf dem Kopfe das schließende Käppchen, das Korpsband strahlend über die knospende Brust gezogen; ins Kinderauge geklemmt tragen sie das kritische Monofel. Pabig

und frech, nach Rinderart, fixieren sie ringsum herausfordernd; verachtenden Blicks, Händel lüchelnd, anmachend und stolz durchschreiten sie die inferiore Menge. Führerin ist ein schlankes, hochaufgerichtetes Bürschchen; fest sitzt am Ohr das blaue Mütchen, unter dem die gelben Locken vorquellen; das unschuldige, tiefblaue, treue Auge bemüht sich, grimmig zu blitzen, und das rosige Mütchen verzieht sich drohend verächtlich. Forch schwingt sie wie ein Papier mit ihren Mädchenarmen das leichte Stöckchen. Knapp liegt der Flaum dem graziblen jungfräulichen Leib an und mit ihren schlanken, prallen Schenkeln gleicht sie der schwankenden Berie. „Dummer Junge!“ ruft sie jetzt aus, ihrer Rolle getreu, da ein stämmiger Landsknecht sie gerempelt, ihr die Mühe verschoben, so daß die Fülle der lipptigen Locken auf ihre Schultern herabrieseln. Sie eilt hinweg, um an ein samem Ort den Fehler gutzumachen, die Haare im Mütchen wieder zu bergen. Der Landsknecht, gereizt und ergriffen von der knabenhaften Schönheit läßt sie nicht aus den Augen, wie sie so eifrig durch das Gedränge entklimpt und wie ein glattes Schlänglein durchleitet; er folgt ihr behend durch Zimmer, über Treppen und Gänge bis in ein leeres Gemach, wo das Studentlein vor einem Spiegel sich neu zu rüsten beginnt. Wie der Landsknecht das goldene Haar ruckab fließen und sich zärtlich auf den schmalen Schultern ringeln sieht, packt ihn die männliche Wier; er stürzt sich blind auf die Beute und mit lehnigen Armen umpreßt er in brutaler Entschlossenheit die zärtliche Taille. Ach, Studentlein, du armes; mit deinen gelösten Haaren löst sich dein Uebermut, die gezielte Kraft entschwindet; Trost und Keckheit sind dahin, aller Schneid ist verloren. Das Stöcklein entfließt der zitternden Hand und das kalte Monofel fällt herab und schließt und verbirgt nicht mehr das frauliche Auge. Hin ist die Maske des Bürschchen; ein Mägdlein, wehrlos, ängstlich, erschrocken, widerstandslos liegt in den Armen des stark zugreifenden Landsknechts. Aus ist das übermütige, lachende Spiel, vertrieben von einem furchtbaren Ernste. Demütig, lebenden Blicks, erliegt das Mädchen den lodernen Küssen des Mannes, der plötzlich entsetzlichen wilden Gewalt. Von fernher, wie ein Traum, wie aus einer andern Welt dringt das Getöse der spielenden Menge in das einsame halbdunkle Gemach, wie eine phantastische, unwahrscheinliche, fremdartige Begleitung einer realistischen Szene. Drüben im glänzenden Saal wird jetzt die Trompete geblasen, denn der indische Fürst hat seine Auswahl getroffen und sich die von den Magiern als einwandfrei bezeichnete Schöne der Oballisten erwählt; sie bekrönt den Thron umflorten Auges und setzt sich zu Füßen des Schwarzbärtigen nieder. Der Zahn des Sauthirten ist gezogen; er hat die Größe eines mittleren Stiefelziehers und wird jetzt mit Geschrei auf einer Stange herumgetragen; der Pastor hat sich mit der Prinzessin in eine entlegene Ecke zurückgezogen und tröstet sie noch immer. Glückselig ist König Simplet mit Gemahlin; er schwingt seinzepter wieder mit Kraft und Lust. Denn soeben hat Prinzessin Nana ein Kanapeechen geboren und liegt voll Wonne in den Armen der Freundinnen. Und es singt der Chor teilnehmender Herren und Damen, Chirurgen, Ärzte und Masseure: Das Kanapee soll leben, es lebe hoch das Kanapee! Die zwei verlassen Studentlein irren ratlos und mutlos abseits und harren ihres lustigen Führers.

Schriftleiter: Karl Joho. Druck und Verlag: C. F. Müller (Karlsruher Tagblatt).

14. ...
Ado ...
Im ...
tanten, die ...
einen mit ...
zu Annona ...
tauer all ...
messer emp ...
Zwölf Wo ...
in Pari ...
füllte Ball ...
Wo die H ...
abergläubi ...
die Necker ...
tier“ mit ...
lebende W ...
1783 zu V ...
„erste Lu ...
zu Paris ...
die Rüste ...
erle Kutz ...
rend der f ...
dauernd ge ...
ter bei ähr ...
Als di ...
Mein dra ...
Johann ...
Luftgeln ...
auch das p ...
Der Berle ...
der sich ge ...
hast Bödm ...
lung, die ...
Abfällen v ...
übergossen ...
14. Februa ...
grün und ...
war des ...
Karlsruhe ...
Ballon sie ...
nach kaum ...
nachträglich ...
war, wie ...
fingeln zun ...
rich der er ...
Sofes Fle ...
birnförmig ...
Narkott un ...
bei Nenen ...
Peltang“ ...
Bündertie ...
digen Grei ...
tember 178 ...
Meier Du ...
den Bilder ...
zur Erhö ...
Bödm ...
graphie be ...
werden sol